

Media Screen

Lektüren in Zeiten von Corona

Ein Essay mit Rezensionen

Corona-Zeiten verändern vieles, auch Lesegewohnheiten. Bei den einen sorgen sie für Unruhe, sodass es ihnen trotz ungewohnt viel unstrukturierter Zeit schwerfällt, die notwendige Konzentration aufzubringen und sich auf eine Lektüre einzulassen. Den anderen hilft gerade die Fokussierung auf ein Buch, das durchaus auch umfangreich sein darf, mit der Verunsicherung zurechtzukommen, die die Pandemie auslöst. Das ausgebremsste bis stillgelegte gesellschaftliche Leben führt zur Wahrnehmung, eine neue Zeitrechnung betreten zu haben: Nach dem ersten ungläubigen Staunen, Erschrecken oder Nichtwahrhabenwollen (es kann sich nur um einen Spuk handeln), stellt sich die Erwartung ein, der Zustand müsse bald wieder vorbei sein. Dabei ist längst klar, dass die Realität eine andere geworden ist. Zuvor Selbstverständliches ist außer Kraft gesetzt, ob es, und wenn je, wann wieder Gültigkeit erlangen wird, ist ungewiss. Real ist einzig die Gegenwart. Zur räumlichen Distanz tritt eine zeitliche Isolation hinzu. Das Gefühl der Bedrückung und der Lähmung stellt sich ein. Episodisch steigen Ängste und ein Gefühl des Unheimlichen auf.

Vor allem während der ersten Tage fiel mir auf, dass die Dinge länger dauerten. Ich brauchte länger, bis ich am Morgen am Schreibtisch saß, bis ich die Tagesplanung konkretisiert hatte, einen Text verfasst. Den anderen schien es ebenso zu gehen. Beim Einkaufen musste ich minutenlang an der Kasse warten, obwohl nur zwei Personen vor mir dort standen. Verpacken und Bezahlen zogen sich in die Länge. Als ob sich die Dinge nur noch in Zeitlupe bewegten. «Die Arbeitslosen von Marienthal» kamen mir in den Sinn. Jahodas, Lazarsfelds und Zeisels Feststellung, dass sich die Ganggeschwindigkeit der Arbeitslosen reduziert hatte; dass sie wie zuvor morgens aus dem Haus gingen, obwohl die Fabrik geschlossen war und sie niemand erwartete [1].

Wir befinden uns nicht in einer Phase der Massenarbeitslosigkeit. Wir befinden uns nicht im Krieg, wie es zu Beginn des neu-deutschen Lockdown häufig hieß. Auch die Hamsterkäufe ließen an Kriegszustände denken und an das Bedürfnis nach Absicherung. Nur wogegen sich absichern mit WC-Papier wie in Deutschland und der Schweiz? Wogegen mit Kondomen wie in Frankreich? Und wogegen mit Waffen wie in den USA? Zwar geht es um eine Pandemie, Aber die überwiegende Mehrzahl von uns ist nicht krank. Und doch sind viele von ihrer Arbeit suspendiert oder beordert, sie so weit möglich zu Hause zu erledigen. Schon das Haus zu verlassen erweckt angesichts der leeren Straßen und Plätze die Frage, ob das erlaubt sei, ob das Betreten des Supermarkts oder der Apotheke verboten sei. Nach dem Kirchenjahr fielen zwar etliche Wochen in die vorösterliche Fastenzeit, aber die Ursache des Zustands liegt nicht in einer abzutragenden Schuld. Das Modell der Busse ist nicht nur für Christen naheliegend. Im Moralisieren zeigt sich die atheistische Variante.

Wir haben kein Modell für diesen Zustand. Pandemie klingt nach einem Euphemismus für Seuche. War da nicht Camus Pest [2]? In der Tat sind bei Camus all diese seltsamen Wahrnehmungen ebenso zu finden wie die anbrandenden Reaktionen und die brennenden Fragen: das Nichtwahrhabenwollen, das Zaudern von Ärzten, Verwaltung und Gesundheitswesen, die Tragweite rechtzeitig zur Kenntnis zu nehmen und konsequent die für alle unangenehmen Maßnahmen zu verordnen; die Isolation, die Trennung von lieben Menschen, der unterbrochene Alltag, die Ungewissheit, ob man selbst erkranken wird, die drängende Frage, wie lange die Isolation dauern wird. Camus beschreibt auch die Reaktionen in Etappen: Brummeln, für sich Ausnahmeregelungen verhandeln wollen, sich vorübergehend dreinschicken, depressiv absacken, die Orientierung verlieren. Und er beschreibt den (drohenden) Verlust der Zeitstruktur.

Termine, Pläne aus der Zeit vor Corona sind teils hinfällig, teils müssen sie angepasst, neu ausgerichtet werden. Welche

Sitzungen werden nicht stattfinden? Welche, in der Regel verkürzt über Video? Wie kommt es, dass sie uns trotz anscheinend mehr zur Verfügung stehender Stunden nicht weniger, zum Teil sogar mehr Zeit kosten? Uns mehr anstrengen? Sich in unstrukturierter Zeit auf unbestimmte Dauer wiederzufinden, ist nur eine Variante der Situation. Eine weitere ist die der Umstellung auf neue Wege des Austauschs, mehr Telefonate, Videokonferenzen, noch mehr Mails. Die Übertragung von großen Datenmengen muss nicht selten neu eingerichtet werden, sichere Wege des Videoaustauschs erst gefunden und eingerichtet, während uns im Hintergrund die Atmosphäre kaum fassbarer Bedrückung, Beunruhigung, Verunsicherung zusätzlich vereinnahmt. Wir sind nicht weniger gefordert, sondern auf unvertraute Weise, wenn nicht gar mehr. Wir müssen Neues lernen. Dazu gehört zuerst und zuletzt Distanz voneinander zu nehmen und doch den Kontakt nicht zu verlieren, sondern in anderen Formen zu suchen. Eben tauchen erste Lockerungsmaßnahmen auf, die nächsten Etappen stehen zur Diskussion, aber zugleich bekommen wir zu hören, dass der erreichte Fortschritt ein zerbrechlicher sei.

Philosophieren, so John Dewey, entstehe aus dem Grundbedürfnis nach Sicherheit in einer Welt voller Gefahren. Solch eine auf Gewissheit basierende Sicherheit ist laut alter und immer noch gängiger (philosophischer) Annahme in der praktischen Welt nicht zu finden. Entscheidungen, Planungen und Handlungen können, so gut sie auch immer vorbereitet sind, durch Unvorhersehbares durchkreuzt werden. Störend ist dabei nicht die Ungewissheit per se, sondern die Gefahr negativer Konsequenzen. Vom Materiellen als Veränderlichem ausgehend und von der Wissenschaft als vollständiger Erkenntnis ist mit letzterer die Annahme verknüpft, dass sie Gewissheit schaffen kann. Erreichbar sei diese Gewissheit durch die Erkenntnis des Seins der Dinge als einer unveränderlichen Wirklichkeit, die sich auch durch das menschliche Erkennen nicht verändert. Die Wirklichkeit, die erkennbaren Dinge in ihr existieren demnach unabhängig vom Akt der Erkenntnis und gehen den

Akten von Beobachtung und Untersuchung voraus. Das heißt, Erkenntnis ist von Tun und Handeln getrennt. Dieser verbreiteten Grundannahme stellt der Pragmatische Dewey gegenüber, dass Erkenntnis nur im Zusammenhang mit Handeln zu gewinnen ist, wobei er sich auf wissenschaftliche Experimente bezieht. Erkenntnis existiert also nicht außerhalb der Dinge, die erkannt werden. Die Erwartung, dass die Erkenntnis nicht mit dem zu erkennenden Gegenstand interagiert, ist nicht erfüllbar. Zwar basiere Forschung, basierten wissenschaftliche Experimente immer auf Hypothesen, jedoch würden diese Hypothesen durch die Untersuchungen geprüft und je nach Ergebnis fortlaufend korrigiert. Empirische Wissenschaft, so Dewey, sei nichts anderes als eine Art «gelenkten praktischen Tuns» [3/29]. Daraus folgt, dass es keine Gewissheit geben kann, denn «es gibt keine Erkenntnis, die ihr eigene Unfehlbarkeit garantiert, da alles Erkennen Produkt spezieller Forschungsakte ist» [3/194]. Der Erkenntnisgewinn kann die Welt nicht als Ganzes erfassen, sondern lediglich zur Verbesserung von Methoden und zum Zugewinn an Erfahrung führen. Die Erkenntnis kümmere sich «strikt um ihre eigenen Angelegenheiten», formuliert Dewey im abschließenden Kapitel zu dieser kopernikanischen Wende. Sie verwandle undurchsichtige und ungeklärte Situationen «in solche, die besser beherrscht und bedeutungsvoller sind» [3/296].

Aus dieser Formulierung wird das Problem hörbar, das dieser begrenzten Erkenntnismöglichkeit – zusätzlich zur Un erreichbarkeit von Gewissheit – eine Gefahr innewohnt: aus den weiterentwickelten Methoden und dem Zugewinn an Erfahrung die Ausgangshypothesen mit gesichertem Wissen gleichzusetzen und die auf den Ausgangsannahmen basierenden Interpretationen nicht mehr kritisch zu hinterfragen. «Die Modelle, derer sich die Forschung zum Manipulieren der Natur bedient, funktionieren wunderbar», stellt Siri Hustvedt fest, «und die Veränderungen in unserer Lebenswelt sind der Beweis dafür, dass zwischen wissenschaftlichen Theorien und der natürlichen Welt ein Zusammenhang besteht. Diese nicht zu bestreitende Tat-

sache hat allerdings eine Blendwirkung auf viele. Indem wir im Übereifer glauben, was wir gern glauben wollen, gerät die geschichtliche Dimension von Philosophie und Wissenschaft oft in Vergessenheit» [Hustvedt/49]. Wissenschaftliche Modelle und Konzepte setzen sich durch und halten sich über erstaunlich lange Zeit, wenn sie sich «in die von der Fachausbildung gelieferten Begriffsschubladen hineinzwängen» lassen und «kulturelle Resonanz erzeugen» [Hustvedt/49; 51].

Hustvedt macht sich im doppelten Sinne auf die Suche nach Gewissheit: nach dem, was tatsächlich als gesichertes Wissen gelten kann und nach der vermeintlichen Gewissheit in vielen wissenschaftlichen Publikationen, hinter der sie jene kulturelle Resonanz erzeugenden Konzepte entlarvt. Ausgehend vom Körper-Geist-Problem («Auch wenn die meisten von uns ziemlich sicher sind, dass unser Verhalten durch unser Denken beeinflusst wird, bleibt es ein Rätsel, wie dies vonstattengeht» [Hustvedt/36]), geht sie den verschiedenen Konzepten psychischer Störungen oder Persönlichkeitseigenschaften (genetische Disposition, funktionelle hirnlokale Besonderheiten, Transmitterfolgen, hormonelle Folgen, Ergebnis der Beziehungserfahrungen) und deren Folgen für therapeutische Ansätze nach; den Konsequenzen aus dem Ansatz der Lokalisationstheorie des Gehirns gegenüber der Netzwerktheorie; Paarungsverhalten als spezieübergreifend geschlechtsbestimmt («Meistens wird die erstaunliche Varietät beim Paarungsverhalten von Tieren in jedem einzelnen Fall als weitere Ausnahme von der allgemeinen Regel bewertet. Wie viele Ausnahmen aber sind nötig, um eine Regel auszuhebeln?» [Hustvedt/93]).

Einen Schwerpunkt bilden Untersuchungen zu Placeboeffekten und dissoziativen Störungen im Hinblick auf die Körper-Geist-Problematik («Die Frage bleibt, wann und wie aus Kultur Biologie wird. Radikal zugespitzt lautet sie: Inwiefern können biologische Tatsachen kulturell bedingt sein? Oder vielleicht besser: Wie verkörpern sich Vorstellungen?» [Hustvedt/137]). Ein weiteres Anliegen

ist Hustvedt, die Bedeutung von Einzelstudien für den Erkenntnisgewinn nicht aus den Augen zu verlieren und die Subjektperspektive in die Forschung einzubeziehen.

Michael Hagner fand in einer frühen Rezension (nach der Erscheinung der gebundenen Ausgabe) der «Illusion der Gewissheit» am 27.07.2018 nicht viel Lesenswertes [4]. Das sei alles längst bekannt, Hustvedt habe nichts Neues zu sagen. Die Studien, auf die Hustvedt Bezug nimmt, sind natürlich nicht neu. Aber sie formuliert die Fragen neu, stellt sie anders, erlaubt sich, als Essayistin anders an die Dinge heranzugehen. Und so ist kein wissenschaftstheoretisches, kein philosophisches Buch entstanden, sondern ein Essay, erfrischend klar («Dies ist ... eine Arbeit, mit der ich versuche, etwas zu verstehen, was nicht leicht zu verstehen ist» [Hustvedt/43]), offen und gut verständlich. An ihren vielen Beispielen und neuen Fragen wird evident, dass Gewissheit nicht erwartbar ist, aber im günstigen Fall die Reduktion von Ungewissheit [5], im ungünstigen die Fortschreibung impliziter Hintergrundannahmen. Deshalb plädiert Hustvedt für Zweifel und Fragen, für die Arbeit an den Fragen, ihre Schärfung, die sie entlang der Beispiele selbst vorbuchstabiert («Glaubt man, dass der Geist etwas anderes ist als das Gehirn, stellt sich sofort die Frage: Woraus besteht er, was hat er, was das Hirn nicht hat? ... Wenn hingegen der Geist das Gehirn ist und das Gehirn ein Körperorgan wie jedes andere, ... warum ist der Geist dann höhergestellt als andere Körperteile? ... Wenn mein Geist dahingeht, gehe ich mit ihm. Wenn mir mein Bein abhanden kommt, bin ich trotzdem noch da ... obwohl beide zu mir gehören» [Hustvedt/434–435]). Nicht in den beschriebenen Studien, aber in ihrer Zusammenstellung und in der Offenheit ihrer Fragen hat Hustvedt m.E. doch etwas Neues zur Diskussion beigetragen: Sie macht sichtbar, wie präsent die Verkündung von Gewissheit wissenschaftliche Publikationen durchzieht, wo es um die kritische Reflexion der Begrenztheit eigener Interpretationen ginge.

Was die Bedeutung subjektiven Erlebens und Empfindens betrifft, ebenso wie das

Körper-Geist-Problem, haben zwei Konzepte erhebliche kulturelle Resonanz erzeugt: die Psychoanalyse und die Neurowissenschaften. Letztere scheinen die erste zunehmend abzulösen. Der Frage, wie das kommt und was sie uns zu sagen haben, ist Alain Ehrenberg in der «Mechanik der Leidenschaften» nachgegangen. Die Psychoanalyse habe das «Meinungsklima» des 20. Jahrhunderts geprägt, die Neurowissenschaften seien dabei, der «Barometer» des 21. Jahrhunderts zu werden [Ehrenberg/15–16]. Bereits zuvor hatte Ehrenberg sich der Entwicklung innerhalb der Psychoanalyse mit der Verschiebung weg von Beziehungsproblemen (mit Schuld und Konflikten) hin zu narzisstischen (mit Scham und Spaltung) zugewandt und sie in den Kontext gesellschaftlicher Veränderungen gestellt [6]. Dabei befördere die Psychoanalyse mit der Betonung des Einzelnen nicht einen entfesselten Individualismus, sondern trage der «Veränderung unserer Handlungsweisen» Rechnung [Ehrenberg/17]. Noch deutlich pointierter befassen sich die Neurowissenschaften mit dem einzelnen Individuum. Die Untersuchung menschlichen Verhaltens auf das Gehirn zu fokussieren (als biologischer, kognitiver, verhaltenswissenschaftlicher Version der Autonomievorstellung), entspreche dem fortgesetzten gesellschaftlichen Trend, das autonome Individuum zu perfektionieren. In seiner Einleitung wie im Schlusskapitel hebt Ehrenberg das Verbindende beider Konzepte, trotz der gegensätzlichen Fokussierung auf Kultur auf der einen und Neurobiologie auf der anderen Seite hervor, indem beide Ansätze das Ideal des fähigen, autonomen Subjekts zum Ziel hätten, mit einem markanten Unterschied: «Während die Psychoanalyse den Menschen an seine Grenzen erinnert, lädt die Neurowissenschaft ihn dazu ein, sie zu überwinden» [Ehrenberg/17].

Ehrenberg geht der Frage nach, warum die Neurowissenschaften auf so große Resonanz stoßen. Während Hustvedt mit ihren vielfältigen Beispielen belegt, wie stark Wissenschaftliche Interpretationen von Untersuchungsergebnissen durch gesellschaftliche Hintergrundannahmen [7] bzw. soziale Repräsentationen [8, 9] geprägt sind, macht sich

Ehrenberg auf die Spur, wo und wie sich die soziale Repräsentation des fähigen Individuums in den Neurowissenschaften abbildet. In seinen ersten Kapiteln meint man seine Sympathie aufseiten der Psychoanalyse auszumachen, wenn er von der moralischen Autorität der kognitiven Neurowissenschaften spricht, von den «Mantras der neurowissenschaftlichen Gemeinde» oder von einem «Ensemble von Kollektivvorstellungen ...», die in einer wissenschaftlichen Sprache formuliert und durch diese veredelt sind» [Ehrenberg/20, 23, 25].

Zugleich betont er, dass er sich mit seiner Studie nicht in die sozialwissenschaftliche Debatte um methodologischen Individualismus (der kollektives Verhalten meint, ausschließlich vom Individuum her begreifen zu können) noch die philosophische Debatte um den zugrunde liegenden materiellen Monismus einlassen möchte, sondern versuchen will, «die unbemerkten Verbindungen zwischen wissenschaftlichen Konzepten und gesellschaftlichen Idealen herauszustellen» [Ehrenberg/19]. Auch gehe es nicht um die Klärung, ob die Beschreibung der Welt aus den Neurowissenschaften (dass die Erklärung für menschliche Verhaltensweisen nicht in zwischenmenschlichen Beziehungen liege, sondern im Gehirn zu finden sei) wahr oder falsch sei, sondern diese Welt der Neurowissenschaften im Sinne einer ethnologischen Studie zu beschreiben.

Der anfängliche Eindruck der ungleich verteilten Sympathien wird durch den der zunehmenden Faszination durch neurobiologische Erkenntnisse und auch des Perspektivenwechsels in den folgenden Kapiteln abgelöst. So endet Ehrenberg am Schluss versöhnlich, wenn er nach den vielfältigen Belegen der Prägung neurowissenschaftlicher Untersuchungsergebnisse durch die soziale Repräsentation des fähigen Individuums feststellt, dass die Erzählung der Neurowissenschaften für das Individuum Wertschöpfung bedeutet, indem es aufgefordert wird, seine verborgenen Potenziale zu entdecken. Es «erhöht seinen eigenen Wert und vergrößert sich selbst durch die Verwandlung eines Handicaps in einen Trumpf» [Ehrenberg/395]. Im Ge-

gensatz zu vielen Forschenden aus Psychiatrie, Neurologie und Neuropsychologie betrachtet Ehrenberg die Psychoanalyse nicht als obsolet, sondern als komplementär zu den Neuro- oder auch Verhaltenswissenschaften, merkt jedoch zugleich an, dass beide «eng zusammenhängen und zu den gleichen Zirkelschlüssen führen» [Ehrenberg/17]. Wie zuvor dem konzeptuellen Wandel innerhalb der Psychoanalyse [6] gewinnt Ehrenberg der «Mechanik der Leidenschaften» bei aller Kritik eine positive Seite ab.

Interessanterweise haben Einzelfallstudien in den Neurowissenschaften einen ähnlich hohen Stellenwert wie die Einzelfallstudien in der Psychoanalyse. Als Identifikationsmodell der Neurowissenschaften (neben schon seit längerer Zeit beforschten Folgen von Hirnverletzungen) macht Ehrenberg den Asperger-Autismus aus, also sogenannte hochfunktionelle Autismus-Spektrum-Störungen, der von einem schwer defizitären Störungsbild zum Hochbegabten mutiert. So wendet sich denn auch Ehrenberg in seiner Studie vielen Einzelfällen zu. Hier taucht u.a. auch Hustvedts «Zitternde Frau» [10] als Beispiel für das neue Subgenre innerhalb des Booms von Krankengeschichten auf, dem des ‚neuropsychanalytischen Berichts‘ [Ehrenberg/343].

Die Studie ist nicht ganz einfach zu lesen. Dennoch lohnt die Lektüre m.E., weil sie einerseits den Boom der Neurowissenschaften verständlich macht und zum Zweiten, warum psychodynamische Überlegungen bei Neurowissenschaftlern z.T. auf vehemente Ablehnung stoßen: Die Konvergenzen von moderner Psychoanalyse und Neurowissenschaften werden nicht wahrgenommen. Stattdessen müsste das nicht belegbare Konzept des materiellen Monismus wie weitere Grundannahmen diskutabel sein. Und das ist bislang nicht der Fall. Stattdessen stößt man bei überzeugten Vertretenden auf beiden Seiten häufig auf ärgerliche Reaktionen, durch die die fachliche Diskussion abbricht. Ideen und Konzepte, die kulturelle Resonanz erzeugen, seien geradezu «infektiös», stellt Hustvedt fest: «Worte stecken Menschen an, werden vom einen auf den andern übertra-

gen, und wir alle laufen ständig Gefahr, uns Ideen einzufangen, Infektionen, die ein Leben lang anhalten können. Menschen sind die einzigen Tiere, die für Ideen töten, deshalb ist es ratsam, Ideen ernst zu nehmen, ratsam, die Frage zu stellen, woraus sie sind und wie sie zustande kommen» [Hustvedt/29].

Die Metapher der Infektiosität von Ideen stößt in Zeiten von Corona auf offene Ohren. Mehr als eingängig ist sie für die Propagierung des durch andere bestimmbaren Lebenswerts im Nationalsozialismus einschließlich der treffenden Bemerkung Hustvedts, dass Menschen die einzigen Lebewesen seien, die für Ideen töteten. In den letzten Jahrzehnten haben psychiatrische Kliniken und Institutionen sukzessive ihre Geschichte im Nationalsozialismus aufgearbeitet und ihrer Opfer gedacht [beispielsweise 11–13]. Eben erschienen ist das «Gedenkbuch für die Karlsruher Euthanasie-Opfer der Aktion T4»:

Maria Rave-Schwank hat zusammen mit der DGSP-Gruppe Karlsruhe und dem Stadtarchiv die Namen der 372 Opfer der Aktion T4 zwischen 1939 und 1941 recherchiert und mit Geburtsdatum, Datum der Ermordung, Verlegungsweg und Quelle der Angaben zusammengetragen. Damit werden alle Mitglieder der ersten Gruppe der ermordeten psychisch Kranken und Menschen mit Behinderungen aus Karlsruhe bei ihrem Namen gerufen. Kernstück des ersten Bandes dieser Recherche ist die Namensliste. Sie beginnt mit dem lyrischen Namen von Herta Abendschön. Einige Familiennamen tauchen mehrfach auf, sodass sich die Frage stellt, ob gleich mehrere Familienmitglieder ermordet wurden. Hinter dem kurzen Lebensleidschweg von der Klinik in die Tötungsanstalt unter den Namen tritt am Beispiel von Mathilde Koger unter den Lebensläufen eine Fülle von Verlegungen der jungen Frau zutage. Sie scheint nicht einmal in einem Heim oder einer Klinik angekommen zu sein. Die Lebensspanne bewegt sich zwischen 5 und 81 Jahren. Angekündigt ist ein zweiter Band mit den Namen der Ermordeten zwischen 1941 und 1945, nach der offiziellen Beendigung der Aktion T4. Die Recherche der zweiten Gruppe gestaltet

sich noch einmal schwieriger, da sie bekanntermaßen durch gezielte Vernachlässigung, Vergiftung oder Verhungern in Heimen und Kliniken ermordet wurden, die Spuren gezielt verwischt und/oder Akten vernichtet.

Maria Rave-Schwank hat einen Überblick über die Aktion T4 in Baden erstellt. Dem Kapitel der erfassten und noch nicht erfassten Ermordeten sind die Mühen der Recherchen zwischen 2007 und 2012 zu entnehmen, um die Namen der Opfer zusammentragen zu können. Quellen sind die Opferliste Grafeneck, das Opferbuch Grafeneck, die Kriegsgräberliste der Stadt Karlsruhe sowie Querverweise während der Recherchen.

In seinem Geleitwort benennt der Oberbürgermeister der Stadt Karlsruhe die Mitverantwortung der Stadt und die Missetäter unter den Beamten der Stadt. Zwar hat die Stadt sehr früh – mit der notwendig gewordenen Umbettung der Urnen 20 Jahre nach Ablauf der Familiengräber – das Urnenfeld der Opfer als Ehrenfeld gekennzeichnet. Bis der Gedenkstein und das Mahnmal («das Tor der Schmerzen», zwei Hinterbliebene, die sich gegenseitig stützen und trösten und die auch das Deckblatt des Bandes bilden) aufgestellt wurden, verging jedoch noch einige Zeit und die offiziell für den November 1965 geplante Einweihung wurde schließlich abgesagt. Der Gedenkstein blieb ohne Namen. Die 2016 von der Arbeitsgruppe errichtete Informationsstele ist wenig sichtbar. Die Ehrentafel mit Nennung aller Namen wurde noch nicht realisiert.

Einzelne biografische Skizzen zeigen, was aufgrund der teils spärlichen Akten und erhaltenen Dokumente zu den Lebensgeschichten der Ermordeten rekonstruierbar war. Der Band schließt mit der «Fahrt ins Blaue», die Döblin bereits 1946 verfasst hatte.

Die Chronologie zeigt, wie Aufarbeitung und Gedenken durch vielfältige Hindernisse gehemmt werden (u.a. die Feststellung, dass die nach der Ermordung ausgehändigten Konservenbüchsen vielfach nicht die Asche der Ermordeten enthielt; Misstrauen und Zurückweisung von

Angehörigen, die nach den Erfahrungen in der Nazizeit teils die Urnen der Ermordeten nicht in das Ehrenfeld der Stadt umbetten lassen wollten, rechtliche Auseinandersetzungen um die Finanzierung der Pflege des Urnenfeldes). Beharrliche Arbeit und nicht nachlassendes Erinnern bleiben unabgeschlossen.

Die Metapher der Infektiosität benennt m. E. auch treffend die Kategorisierung von Kriegstraumatisierten des Ersten Weltkriegs. Wen sie überbordend anmutet, der kann sich auf die kulturelle Resonanz der sozialen Repräsentationen von neurotischen Störungen besinnen, die sich bis in die Gegenwart in vielfältiger Weise reproduzieren. Die Sozialversicherungsgesetze waren vor 100 Jahren noch jung. Die eben errungenen Absicherungen für Unfallfolgen häuften sich mit Kriegsbeginn in einem Ausmaß, das Diagnostiker wie Behandler herausforderte. Das Ringen um das Verständnis der in Ausmaß und Variation bis dahin unbekannten Störungsbilder einerseits und die Abwehr des Elends andererseits weckt bis heute Emotionen. Die «traumatische Neurose» Oppenheims entsprach nach wie vor einem somatischen Konzept, während seine Kritiker teils ein neurotisches Konzept, zu einem großen Teil jedoch den Simulationsverdacht als Hauptursache vertraten.

Hundert Jahre nach den Jahren des Zweiten Weltkriegs fand in Irsee eine internationale Tagung zur «Psychiatrie im Ersten Weltkrieg» statt. Der Tagungsband wurde 2018 fertiggestellt und trägt als Erscheinungsjahr das Hundertjahrjubiläum des Kriegsendes. Schwerpunkte des Bandes sind regionale Detailstudien aus Südwürttemberg zum einen, internationale Vergleiche zwischen Behandlungen in Belgien, Großbritannien, Frankreich, Italien, Deutschland zum zweiten, Mikrostudien zum dritten und Erkenntnisse aus dem Krieg für die Psychiatrie zum vierten.

Ausgehend von bekannten Arbeiten wie Faulstichs «Hungersterben [14] und Riedessers und Verderbers «Maschinengewehre hinter der Front» [15], machen sich die Studien auf die Suche, ob tatsächlich alle Kliniken Patienten systema-

tisch verhungern ließen und die überwiegende Behandlungsmethode traumatisierter Soldaten in der «Kaufmann-Methode», der elektrischen Zwangsbehandlung bestand, ob die Behandlungsansätze den universitären Lehren folgten und ob sich nationale Unterschiede finden. Die Literatur zur Psychiatrie im Ersten Weltkrieg war schon zuvor recht umfangreich. Die großen Pflöcke waren eingeschlagen. Warum also noch eine Tagung, ein Tagungsband, und lohnt es sich, ihn zu lesen? – M. E. aus zwei Gründen:

Ich bin mir nicht sicher, dass ein bewusstes Motiv damaliger psychiatrischer Protagonisten darin bestand, «die wissenschaftlich unterlegt erscheinende Deutungsmacht der Psychiatrie auf jegliche Form krisenhafter gesellschaftlicher Entwicklungen auszudehnen», wie dies in medizinhistorischen Arbeiten verschiedentlich interpretiert wird [Beitrag Seidel/29]. Eher geht es auch hier um die bereits bei Hustvedt und Ehrenberg ausgemachte kulturelle Resonanz psychiatrischer Konzepte, die den Krieg nicht infrage stellte und der Begrenzung der Kriegskosten entgegenkam. Mittlerweile ist der Erste Weltkrieg zeitlich weit genug weg, um über die Beeinflussung psychiatrischen Denkens und Handelns durch politische und ideologische Strömungen wie historische Ereignisse nüchtern nachzudenken; zugleich immer noch nah genug, um sich bis in die Gegenwart auszuwirken. So lassen sich nicht zuletzt in der Diskussion um Leistungseinschränkungen aufgrund von histriionischen und dissoziativen Störungen viele Argumente ausmachen, die bis heute auf dieselbe oder in analoger Weise angeführt werden.

Der zweite Grund für die Lektüre liegt darin, dass der Band zwischen den bekannten großen Pflöcken viele Details, lokale Gegebenheiten und Umgangsweisen mit der Situation beschreibt, die den Blick auf die Psychiatrie im Ersten Weltkrieg verändern: beispielsweise dadurch, dass man sich offensichtlich nicht an alle Verordnungen halten musste und auch nicht gehalten hat; auch schon allein dadurch, dass das Bild der damaligen Psychiatrie differenzierter wird. Das Entset-

zen über die ärztlichen Kategorisierungen und die rabiaten Behandlungsmethoden ist das eine. Das andere, dass man sich über das Entsetzen auch leichter distanzieren kann. Mit der Differenzierung rücken die damaligen Kollegen, ihre Behandlungen und Entscheidungen näher.

Die Gliederung unterteilt die Beiträge in solche zur Ideengeschichte der Kriegspsychiatrie, zur Behandlung in Theorie und Praxis in den Anstalten der Mittelmächte, der Entente-Staaten, in vergleichende Beiträge zur psychiatrischen Praxis in Deutschland und Großbritannien, Beiträge zu Mikrostudien und zu Erkenntnissen aus dem Krieg.

Beispielhaft erwähnt seien der Beitrag zum Münchner Kriegskongress der Psychiater und Neurologen vom September 2016 als ein Beitrag zur Ideengeschichte. Er bildet den Streit um das Konzept der Kriegsneurose zwischen organischer Störung, traumatischer oder hysterischer Neurose bzw. dissoziativer Störung und Rentenbegehren bis Simulation ab. Während Oppenheim noch das Konzept der traumatischen Neurose (aus den Eisenbahnunfällen oder auch «railway spine») als organisch-psychischer Störung vertrat (also, dass neben dem psychischen Trauma auch «der Schreck und die rohe Gewalt der körperlichen Verletzung... Funktionsstörungen im zentralen Nervensystem hervorrufen können» [Beitrag Rauh/50]), verwiesen vor allem die gutachterlich tätigen Neurologen und Psychiater auf die horrenden Kosten, sollten die Kriegsneurosen als Unfall-(Kriegs-) Folgen anerkannt werden. Bemerkenswert ist der Hinweis Nonnes, dass den Meinungsmachern (Universitätspsychiatern, überwiegend Vertretern von Neurasthenie, mangelnder Widerstandsfähigkeit, Rentenbegehren u. a.) die Front Erfahrung weitgehend fehle, um die Wirkung der Kriegserlebnisse abschätzen zu können. Damit zusammenhängend ging es um die geeignete Therapie, die Kaufmann'sche Elektrotherapie einerseits und psychotherapeutische und klassisch (sozial-)psychiatrische Methoden andererseits. Unter den kritischen Stimmen fand sich Aschaffenburg mit der Frage, «weshalb wir den Menschen, deren Ner-

vensystem durch eine unglückliche Veranlagung gegenüber den unerhörten Anforderungen des Krieges nicht die nötige Widerstandsfähigkeit besitzen, von vornherein solche Vorwürfe machen sollen, die sich...in Worten wie: Begehrungsvorstellungen, Rentensucht, Defekt des Gesundheitsgewissens usw. verdichteten» [Beitrag Rauh/58]; oder Oppenheim zur Diagnose der Hysterie: «Wenn ich so sehe, was jetzt mit dem Namen Hysterie gedeckt wird, drängt sich mir immer der Vergleich mit dem Knabenhemd auf dem Körper eines ausgewachsenen Mannes auf. Zwei Drittel der Körperoberfläche bleibt unbedeckt. Die Hysterie ist jetzt über alle Ufer getreten, und nichts ist vor ihr sicher» [Beitrag Rauh/61].

In einer ganzen Reihe von Studien (speziell den Mikrostudien) tritt die Diskrepanz zwischen Lehre auf der einen und realer Behandlung auf der anderen Seite zutage. In vielen Kliniken wurden die Soldaten mit den üblichen stationär eingesetzten Methoden behandelt, d.h. mit traditionellen Bädern, Bettbehandlungen und beruhigenden, schlaffördernden Medikamenten, wahren in den Reservelazaretten häufiger die Kaufmann'sche Methode angewandt wurde. Auch zeigte sich, dass das Verhungernlassen keineswegs in allen Kliniken gebräuchlich war.

Mehrere Beiträge belegen, dass die Rückbildung der akuten Symptome nicht gleichzusetzen ist mit Unversehrtheit, erst recht nicht ‚ausschließlicher Begehrhaltung‘ (Beitrag Seidel zur Ideengeschichte und die Beiträge Neuner und Steinkamp zur Rückkehr in den Alltag und die Folgen im Zweiten Weltkrieg). Rotzoll ist anhand zeitgenössischer Lehrbücher und Krankengeschichten der Heidelberger Psychiatrischen Klinik der Frage nachgegangen, ob sich die Behandlungskonzepte der zivilen Psychiatrie nach dem Krieg verändert haben. Die meisten nach dem Krieg propagierten Therapieoptionen gingen auf die Zeit vor dem Krieg zurück, stellt Rotzoll fest. Allenfalls lasse sich eine Tendenz zu mehr Aktivität unter den therapeutischen Maßnahmen feststellen. Mehr könnte erst eine breitere Untersuchung

von Krankengeschichten weiterer Kliniken unter dieser Fragestellung aussagen.

Ergänzend sei auf Merciers neuestes Buch hingewiesen. Es bedient sich nicht der Metapher der Infektiosität, sondern der Macht bereits im Titel mit dem «Gewicht der Worte». Empfehlen möchte ich es zum einen wegen des «Gewichts der Worte» für die Psychiatrie, in der Zuhören und Sprechen basal sind; zum andern wegen des philosophischen Gesprächs. Gleich nach Erscheinen im Februar haben einige Rezensionen mit Mercier abgerechnet. Es sei kein guter Roman, nicht empfehlenswert. Der Hauptgrund dieser m.E. ungerechtfertigten Kritik liegt in der Erwartung, ein literarisches Buch vor sich zu haben. Liest man es als philosophisches Buch, als philosophisches Gespräch, lässt es einen so schnell nicht mehr los. Zum zweiten ist das Buch mit dem Hintergrund Pascal Merciers alias Peter Bieris Philosophie der Freiheit eine Ergänzung zum Ideal des fähigen autonomen Subjekts. Wohl entsteht zu Beginn des letzten Drittels der Eindruck einer gewissen Länge, aber nach Abschluss steigt das Bedauern darüber auf, dass das Gespräch keine Fortsetzung findet.

Simon Leyland, der Protagonist ist Übersetzer und Verleger. Wir lernen ihn kennen, als er gerade erfahren hat, dass die Karzinomdiagnose, die man ihm fälschlicherweise gestellt hat, ein Irrtum war. In der Annahme, nur noch wenige Monate zu leben, hat er den Verlag verkauft, den ihm seine verstorbene Frau hinterlassen und als Vermächtnis übergeben hat. Zwischen der großen Erleichterung, am Leben zu sein, der Befreiung aus der beengten Lebensfrist, der Wut über die Fehldiagnose mit so weitreichenden Konsequenzen und der Irritation bis Selbstentfremdung beschließt er, aus seinem Wohnort Triest in seine Heimatstadt London zurückzukehren, in das von seinem Onkel geerbte Haus, um sich neu zu orientieren. Leyland hat zwei gerade erwachsene Kinder, vielerlei Freunde, Kolleginnen und Kollegen, ist polyglott und steht mit sehr vielen Menschen in näherem und sehr nahem Dialog, darunter auch – in Briefform – mit seiner verstorbenen Frau. Die Handlung sei

nicht verraten. Zeitweise geschieht äußerlich nicht viel, zeitweise überstürzen sich die Ereignisse. In und durch alle Ereignisse sind es jedoch die Dialoge und Selbstreflexionen, die Subtilität des In-Beziehung-Stehens, die das philosophische Gespräch ausmachen und in das der Leser, die Leserin sich einbezogen findet. Dieses In-Beziehung-Stehen eignet sich nicht ausschließlich, aber immer gewichtig durch die Sprache: die Subtilitäten der Verbalisierung in der einen und anderen Sprache, in Fragen von Übersetzung und Verständigung. Diese Arbeit an der Sprache trägt entscheidend zum Gelingen von Leylands Neuorientierung bei.

Mit der Recovery-Bewegung hat das fähige, autonome Subjekt längst auch Eingang in die Psychiatrie gefunden. Sie setzt Hustvedts Plädoyer der ergänzenden Berücksichtigung der Erste- zur Drittpersonperspektive längst um. Dialog und Genesungsbegleiter befördern neue Erkenntnisse und berücksichtigen Anlass und Umstände der Suche nach Erkenntnis. Diese Perspektive ist auch dabei, in die Fragestellungen wissenschaftlicher Forschung einzugehen, beispielsweise, wenn es um Absetzphänomene von Medikamenten geht. Aber auch für die Erstepersonperspektive gilt, was Dewey für die Drittpersonperspektive klargestellt hat: Wir dürfen auch von ihr nicht die Wahrheit erwarten, keine Gewissheit, sondern je nur Varianten von Antworten.

Wenn das Ich zur Versuchsanordnung der Erkenntnis gehört, können wir keine absolute Gewissheit finden. Zur Unmöglichkeit vom erkennenden Subjekt zu abstrahieren kommen die Anlässe der Zuwendung zu einem Problem, einer Frage und die Umstände der geistigen Auseinandersetzung mit diesem Problem. In der wissenschaftlichen Medizin wie in anderen wissenschaftlichen Bereichen werden nach wie vor das erkennende Subjekt als rein/bloß/eben subjektiv auszuschließen betrachtet. Und Anlässe und Umstände laufen Gefahr als willkürlich abgetan zu werden. Dewey hat klargestellt, dass Erkenntnis auf andere Weise nicht zu gewinnen ist. Wissenschaftliche Erkenntnis, so die kopernikanische Wen-

de Deweys, dreht sich nicht um das gerade gängige Konzept, aber wir sehen die gewonnenen Erkenntnisse durch die Brille dieses Konzepts. Gelegentlich sollten wir uns ins Gesicht greifen und die Brille ablegen.

Ulrike Hoffmann-Richter, Luzern
praxis@hoffmann-richter.ch

Literatur

- [1] Jahoda M, Lazarsfeld PF, Zeisel H. Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit. Leipzig: Hirzel; 1933, Frankfurt: Suhrkamp; 1975
- [2] Camus A. Die Pest. Erstauflage frz. Paris: Gallimard 1947; dt. Düsseldorf: Karl Rauch; 1956; Reinbek: Rowohlt; 1998
- [3] Dewey J. Die Suche nach Gewissheit. Frankfurt: Suhrkamp; 1998
- [4] Alder B, Hoffmann-Richter U, Sollberger D, Töngi C. Gewissheit. Die Psychotherapeutin 2000; Heft 13
- [5] Hagner M. Rückblick auf den großen Neurohype. Aus eigener Erfahrung: Siri Hustvedt sichtet die Literatur der Hirnforschung. FAZ 27.07.2018
- [6] Ehrenberg A. Das Unbehagen in der Gesellschaft. Frankfurt: Suhrkamp; 2011
- [7] Gouldner A. Die westliche Soziologie in der Krise. Reinbek: Rowohlt; 1094
- [8] Moscovici S. The phenomena of social representations. In: Farr RM, Moscovici S, Hrsg. Social representations. Cambridge: Cambridge University Press; 1984: 3–69
- [9] Hoffmann-Richter U. Psychiatrie in der Zeitung. Urteile und Vorurteile. Bonn/Köln: Edition Das Narrenschiff im Psychiatrie Verlag; 2000
- [10] Hustvedt S. Die zitternde Frau. Reinbek: Rowohlt; 2012
- [11] Hoffmann-Richter U. Erinnerungsarbeit. Psychiatr Prax 2012; 39: 91–93
- [12] Hoffmann-Richter U. Die grauen Busse – Busse des Grauens. Psychiatr Prax 2018; 45: 273–278
- [13] Hoffmann-Richter U. Lesepflichten. Psychiatr Prax 2019; 45: 227–234
- [14] Faulstich H. Hungersterben in der Psychiatrie 1914–1949. Freiburg: Lambertus; 1998
- [15] Riedesser P, Verderber A. «Maschinengewehre hinter der Front». Zur Geschichte der deutschen Militärpsychiatrie. Frankfurt: Fischer; 1996



Becker T, Fangerau H, Fassl P, Hofer HG, Hrsg. Psychiatrie im Ersten Weltkrieg. Konstanz: UVK; 2018. Geb., 458 Seiten, € 59,–. ISBN 987-3-86764-801-1



Ehrenberg A. Die Mechanik der Leidenschaften. Gehirn, Verhalten, Gesellschaft. Frankfurt: Suhrkamp; 2019. Geb., 428 Seiten, € 34,–. ISBN: 987-3-518-58730-0



Hustvedt S. Die Illusion der Gewissheit. Reinbek: Rowohlt; 2018. Taschenbuch, 414 Seiten, € 14,–. ISBN: 978-3-499-63391-1



Mercier P. Das Gewicht der Worte. München: Hanser; 2020. Geb., 573 Seiten, € 26,–. ISBN: 987-3-446-26569-1



Rave-Schwank M, DGSP-Gruppe Karlsruhe, Stadtarchiv Karlsruhe. Gegen die Macht des Vergessens. Gedenkbuch für die Karlsruher Euthanasie-Opfer der Aktion T4. Karlsruhe/Bretten: Info-Verlag; 2020. Brosch., 148 Seiten, € 10,–. ISBN: 987-3-96308-049-4